

■ Drucksachen

Für Neuaufbau: Im März 1945 verbreitete die »antifaschistische Arbeitergruppe« ein Flugblatt gegen den »Nero-Befehl« Hitlers

■ Schwarzer Kanal

Wieder zu allem bereit: FAZ-Mitherausgeber Berthold Kohler verlangt eine »Wirk-Gesellschaft mit unbeschränkter Haftung«

■ Reportage

Nach Räumung von Lager alleingelassen: Tausende Geflüchtete sitzen weiter vor kroatischer EU-Außengrenze fest

■ ABC-Waffen

Die Sonne brannte so heftig auf Pasing herab, dass der Asphalt der Gleichmannstraße fast Blasen warf. Von Stefan Wimmer

»Nie waren die Menschen so uninformiert«



CARLOS GARCIA RAWLINS/REUTERS

Gespräch mit Francisco Sierra Caballero ■ Über Medien in Gesellschaften mit einem Überfluss an Information, über Zensur im Zeitalter der »sozialen Medien«, über Manipulation und darüber, warum man Journalisten braucht, die eine klare politische Haltung zeigen

Interview: Carmela Negrete

Der Anschlag in Hanau vom 19. Februar hat eine Debatte darüber ausgelöst, wie die Medien den Täter darstellen. Denn der Mörder war ein Faschist, aber offensichtlich auch ein psychisch kranker Mensch. Welchen Einfluss haben die Medien auf die Realität, die sie beschreiben?

Wie bei jedem anderen dialektischen und widersprüchlichen Prozess wäre vielmehr die Frage zu stellen, welche Rolle die Kommunikation angesichts solcher Situationen generell spielt. In Krisenphasen, wie wir sie jetzt erleben, können Ängste ausgelöst werden. Das betrifft die Berichterstattung über den Aufstieg des Faschismus in Europa, über Sicherheits- und Präventionspolitik, über Attentate und Naturkatastrophen oder die Zukunft des Euro. Da wird ein regelrechter Angstdiskurs geschaffen. In der Folge gibt es nur verhaltene Proteste



Francisco Sierra Caballero ...

... ist Professor für Theorie der Kommunikation und Information an der Universität von Sevilla und Leiter der Sektion für Kommunikation und Kultur der spanischen Stiftung für die Marxistische Forschung (FIM), die der Kommunistischen Partei Spaniens (PCE) nahesteht

oder andere Mobilisierungen im öffentlichen Raum. Für die permanente Rede von Krise und Katastrophe, die der regelnden Hand bedürften, wirken die Medien als Lautsprecher.

Wird dieser Effekt dadurch verstärkt, dass in den »Social Media« der Journalist als Vermittler fehlt?

Sicher, wir haben es hier mit einem nicht zentralisierten System zu tun, das die Streuung aller möglichen Gerüchte ermöglicht. Die Verbreitung der manipulativen Desinformation erfolgt auf vertikale und wenig transparente Weise, das hat zunächst mit einem fehlenden Vermittler nicht viel zu tun. Im übrigen gibt es das nicht erst seit dem Aufkommen der »sozialen Medien«. Das gab es auch schon früher. Man beginnt nach alternativen Quellen zu suchen, anderen Erzählungen und Erklärungen Glauben zu schenken, weil man den Verdacht hat, dass die Darstellung in den traditionellen Medien verfälscht ist. Das Vertrauen in das politische System oder die institutionellen Medien schwindet. So etwas passiert häufig in Krisenzeiten.

Welche Rolle spielen diese »sozialen

Netzwerke« beim Aufstieg der Rechten, die Journalisten hassen und von »Lügenpresse« sprechen?

Reden wir von dem, was gemeinhin als »Populismus« bezeichnet wird: Man versucht den Vermittler aus dem Weg zu räumen, seien es Journalisten oder die Institutionen des Staates bzw. der repräsentativen formalen Demokratie. Der Populismus, sei er rechts oder links, sucht das direkte Gespräch mit der Bevölkerung. Die Kritik an den Journalisten ist dabei sehr verbreitet. In Spanien etwa gehören Journalismus und professionelle Politik laut Umfragen des staatlichen Statistikinstituts INE zu den Berufen, die das schlechteste Image haben. Die Popularität von US-Präsident Trump rührt nicht zuletzt daher, dass erhebliche Teile der US-Bevölkerung – wie in Spanien – den Medien ablehnend gegenüberstehen, was allerdings auch nicht sehr verwunderlich ist, so wie die gegenwärtig berichten. Trump und andere Populisten erwecken vor diesem Hintergrund mit verrückten und irrationalen Aussagen mehr

»Militanter Journalismus«? Journalisten in Caracas, 30. April 2019

■ Fortsetzung auf Seite zwei

■ Fortsetzung von Seite eins

Vertrauen als Journalisten und Repräsentanten des Staates. Das Paradoxe daran ist, dass die Medien im Zuge solcher Entwicklungen und mit dem Auftritt solcher Figuren wieder Interesse wecken.

Sie sind Vorsitzender der »Unión Latina de Economía Política de la Información, la Comunicación y la Cultura«, ULEPICC, eines internationalen Zusammenschlusses kritischer Wissenschaftler, und haben eine besondere Verbindung zu Mexiko. Warum berichten die Medien kaum etwas über dieses Land?

„ Die Übersättigung mit Informationen führt nicht nur zu geringerer Aufmerksamkeit, sondern zu einer generellen Desorientierung ganzer Gesellschaften.

Es gab schon immer eine Art Geopolitik der Kommunikation. Die Berichterstattung erfolgt asymmetrisch, viele Themen werden erst gar nicht behandelt. Mexikos Regierung unter Präsident López Obrador ist da ein Beispiel. Aber man könnte auch die politischen Morde in Kolumbien nennen, die jeden zweiten Tag stattfinden, auch darüber wird nicht informiert. In spanischen Medien wiederum ist Venezuela allgegenwärtig. Dabei werden allerdings wichtige Themen wie etwa die sozialen Erregenschaften dort, aber auch in Ländern wie Ecuador, Uruguay oder Argentinien in der vergangenen Dekade schlichtweg ausgespart. Die Angelegenheit müsste auch aus Sicht der politischen Ökonomie betrachtet werden, um festzustellen, wie sich international die Gewichte verschoben haben. Von den Universitäten kommt da wenig. Und nur die ganz großen Medienhäuser haben inzwischen noch Korrespondenten in Lateinamerika, die meisten kommen aus den USA. Das wiederum erklärt die Gründung von Sendern wie *Telesur* in Venezuela oder weiteren internationalen Sendern, die andere Schwerpunkte setzen.

Wie haben die verschiedenen politischen und juristischen Manöver gegen progressive Regierungen in Lateinamerika die dortige öffentliche Meinung beeinflusst?

Wir kennen das aus der Doktrin des »Konflikts niedriger Intensität« in Nicaragua. Es handelt sich dabei um einen psychologischen Krieg. Im »Santa-Fe-Dokument« der CIA wurde das Szenario eines schmutzigen Krieges gegen die legitime Regierung der Sandinisten skizziert. Eine pro-

gressive Partei kann die Regierung eines Landes stellen, aber wenn der reaktionäre Gegner Medien, Armee und Justizapparat kontrolliert, hält er weiterhin die Fäden der Macht in der Hand und bestimmt die öffentliche Meinung. Damit wird garantiert, dass die strategischen Interessen transnationaler Unternehmen nicht tangiert werden. Die Ausnutzung der juristischen Macht ist Teil dieser Strategie des niederschweligen Krieges, nicht zuletzt, weil die Richter der betreffenden Länder oftmals in den Vereinigten Staaten ausgebildet worden sind.

In Katalonien behaupten die Parteien, die für eine Unabhängigkeit eintreten, dass auch gegen sie eine vergleichbare schmutzige Kampagne läuft. Wie bewerten Sie die Rolle der Medien im Konflikt um Katalonien?

Die Rolle der Medien war entscheidend, weil dort eine Vorverurteilung stattgefunden hatte, bevor der Prozess gegen die katalanischen Regionalpolitiker auch nur begann. Die Medienmacht konzentriert sich auf wenige Eigentümer. Damit war die Möglichkeit einer ausgewogenen Berichterstattung von Anfang an ausgeschlossen. Es gab nur wenige Ausnahmen, kleine Medien wie etwa *Publico*, die eine gute Arbeit gemacht haben. Der Richterberuf wiederum war lange oder ist womöglich noch immer von der Franco-Diktatur geprägt, eine Erneuerung des Justizapparats ist nach deren Ende nicht erfolgt, nur wenige Privilegierte, im Grunde eine Oligarchie, können sich diesen langen Karriereweg leisten. Etliche von ihnen vertreten noch immer franquistische bzw. extrem rechte Auffassungen.

Im April erscheint unter dem Titel »Marxismo y comunicación« ihr neues Buch. Was kann die marxistische Theorie im Bereich der Kommunikationswissenschaften leisten?

Zur Kulturindustrie, zur Massen- und Konsumkultur gab es von seiten einer marxistischen Forschung anfangs nur relativ wenige Studien. In den 70er Jahren begann eine Untersuchung der politischen Ökonomie der Medien: Welche Eigentumsstrukturen bestehen, welche Konzentrationsprozesse finden statt, wie produziert und reproduziert sich die Kulturindustrie? In einer Kultur, in der die Medien immer mehr an Gewicht erlangen, muss diese Entwicklung theoretisch reflektiert werden. Aber aufgrund einer antimarxistischen Hegemonie an den Universitäten gibt es nur sehr wenige kritische Studien zu diesem Gegenstand. Mit diesem Buch möchte ich einen Beitrag zur marxistischen Theorie auf dem Gebiet der Kommunikation leisten, zeigen, welche dialektischen Werkzeuge uns zur Verfügung stehen, um Kommunikation zu denken. Marx selbst hat keine Kommunikationstheorie erarbeitet, aber er war, was oft vergessen wird, auch Journalist.

Ein großer Teil seiner Analysen gründet auf seinen Berichten über ökonomisch krisenhafte oder revolutionäre Situationen. Man kann seine Gedanken ohne seine Chroniken nicht verstehen. Es gibt bisher keine systematische Zusammenfassung der für eine kritische Medientheorie bzw. Kommunikationswissenschaft relevanten Beiträge marxistischer Theoretiker – angefangen bei Marx über die Frankfurter Schule, Gramsci oder auch Bertolt Brecht. Das soll im ersten Teil des Buchs geleistet werden. Im zweiten Teil geht es um die Frage, wie der Informationskapitalismus funktioniert. Auf Spanisch gibt es reichlich marxistische Literatur, aber auf dem Gebiet der Kommunikationswissenschaft eher wenig, und wenn dann konzentriert auf die Eigentumsverhältnisse in der Medienbranche.

Die Untersuchung der Effekte von Kommunikation erfolgt rational. Wie sieht das bei der Rezeption aus? Müs-sen da nicht auch irrationale Momente berücksichtigt werden?

Das ist eine zu bewältigende Aufgabe. Bei der Kritik an den herrschenden Medien müssen wir uns vergegenwärtigen, was der britische Historiker Edward Palmer Thompson (1924–1993, *jw*) in seiner radikalen Historiographie berücksichtigte: Es gibt so etwas wie eine moralische Ökonomie der Massen. Traditionell haben wir uns eher den Kontroll- und Manipulationsformen gewidmet sowie den Fragen nach Struktur und Eigentum der Medien. Kaum aber der Frage, auf welche Weise Menschen sich bestimmte Botschaften aneignen und verarbeiten und welche Schlüsse sie daraus ziehen. Wir müssen über die fast schon bequeme traditionelle marxistische Kritik des Staates hinausgehen und uns den sozialen Netzwerken zuwenden. Gramsci hat zu seiner Zeit etwas ähnliches gemacht.

Wikileaks ist vielleicht ein paradigmatisches Beispiel für das, worüber wir gerade sprechen. Aber wie viele Menschen in Europa wissen heute, was momentan mit Julian Assange passiert?

Das ist das Paradox der Informationsgesellschaft. Nie waren die Menschen so uninformatiert wie heute. Damit droht den halbwegs demokratischen Verhältnissen eine nicht unerhebliche Gefahr. Ich engagiere mich zusammen mit den Anwälten von Julian Assange in einer Gruppe, die auf Veranstaltungen über seinen Fall informiert. Es ist ein Skandal, dass jemand wie Assange, der gravierende Menschenrechtsverletzungen aufdeckt, verfolgt, inhaftiert und gefoltert wird. Die Situation, in der Assange sich befindet, betrifft uns alle. Seine Verfolgung bedeutet eine Attacke auf die Meinungsfreiheit, auf das Recht auf Information und eine Verletzung fundamentaler Rechte. Von der Meinungs- und Informationsfreiheit hängen alle anderen Freiheiten ab. Ohne Information können wir keine weiteren Rechte fordern.

Auf Malta und in der Slowakei wurden 2017 bzw. 2018 zwei Journalisten ermordet. Waren das Einzelfälle, oder ist so etwas jetzt häufiger zu erwarten?

Wie bereits angedeutet: In Kolumbien und in Mexiko sind Journalistenmorde beinahe an der Tagesordnung, doch kaum ein Medium berichtet in Europa darüber. Nun sind Journalisten auch in der Türkei oder Ungarn gefährdet. Zu erinnern ist auch an den Fall José Couso Permuy, der spanische Kameramann, der 2003 von der US-Armee während des Irak-Krieges getötet wurde. Die USA haben wichtige internationale Verträge nicht unterzeichnet, die die Sicherheit von Journalisten und medizinischem Personal garantieren sollen. Den Boten der schlechten Nachricht aus dem Weg zu räumen ist gängige Praxis. In Europa geschieht das zumeist auf symbolische Art; und es ist auch nicht neu. Während des Nordirland-Konflikts ging die britische Premierministerin Margaret Thatcher gegen Journalisten juristisch

vor. Auch investigativen Journalisten passiert das immer wieder.

Stellt der sogenannte Bürgerjournalismus eine Bedrohung für den Beruf des Journalisten dar, oder ist das nur ein vorübergehender Hype?

Da gibt es viele Missverständnisse. Die Anfänge dieser Form der Berichterstattung liegen im lateinamerikanischen »Volksjournalismus«, einem Konzept, über das ich immer wieder mit Kollegen aus Gewerkschaften oder Berufsverbänden diskutieren musste. Es ist ein Irrtum zu denken, dass Bürger, die Informationen produzieren, den Journalisten ersetzen könnten. In der Ära der sozialen Netzwerke muss man allerdings über eine Kooperation mit den Lesern nachdenken. Der Journalist hat nicht mehr den exklusiven Zugang zu Informationen. In Mexiko oder Argentinien hat man sogar die Arbeitsmethoden geändert und sich für den Dialog mit den Lesern geöffnet, um über relevante Themen zu berichten. Diese Kooperation trägt dazu bei, dass Themen tiefer und besser behandelt werden. Ein Beispiel dafür sind die »Voces ciudadanas« (deutsch: Bürgerstimmen; *jw*) in Kolumbien.

Ist das nicht zu viel Information? Sind die Gesellschaften nicht eigentlich übersättigt?

Ja, darüber wurde bereits in den 80er Jahren diskutiert. »Ökologie der Information« nennt sich eine Forschungslinie, die eine Übersättigung an Information theoretisch reflektiert. Diese Übersättigung führt nicht nur zu geringerer Aufmerksamkeit, sondern zu einer generellen Desorientierung ganzer Gesellschaften im ideologischen, kulturellen und moralischen Sinne. Die Flut an Informationen überflutet die Menschen. Vicente Romano (1935–2014, *jw*) war einer der wenigen Marxisten in Spanien, der diese Idee einer Ökologie der Kommunikation aufgriff, verknüpft mit der Einsicht, dass die natürliche Zeit, die einem Menschen zur Verfügung steht, nicht unendlich ausdehnbar ist. Die Fähigkeit der Menschen, Informationen aufzunehmen, ist begrenzt. Das lässt sich bereits in Schulen und Kindergärten beobachten, wo schon Kinder mit Smartphones interagieren und hyperstimuliert sind, aber auch bei erwachsenen Menschen, deren Fähigkeit für abstraktes Denken verschwindet und bei denen die invasive Kolonisierung ihres Geistes und ihrer Fähigkeiten unaufhaltsam voranschreitet.

Die sogenannten Qualitätsmedien berufen sich auf ihre angebliche Neutralität. In Berufsverbänden oder in Universitäten werden dagegen Medien, die eine erkennbar parteiische Haltung einnehmen, wie die junge Welt beispielsweise, als »aktivistisch« verächtlich gemacht. Warum?

Eine solche Anschauung ist positivistisch und aus meiner Sicht obsolet. Die ideologische Presse wird als ein Relikt des 19. Jahrhunderts betrachtet. Im 20. Jahrhundert setzte sich, ausgehend von der angloamerikanischen Presse, der Gedanke durch, dass Journalisten nicht Mitglied in Parteien sein könnten, dass Medien unabhängig sein müssen. Ab den 1960er Jahren beobachten wir aber das genaue Gegenteil. In Spanien zum Beispiel erhalten die Medien eine institutionelle Finanzierung von den Parteien des bisherigen Zweiparteiensystems. Das sind die sogenannten Reptilienfonds. Doch die Idee einer angeblichen Objektivität wird in den Universitätsfakultäten weiter verbreitet und übersetzt sich in eine dramatische Entpolitisierung der Information. Es sollte dazu gehören, dass sich die Medienprofis am öffentlichen Leben beteiligen. Der argentinische Journalist Rodolfo Walsh (1927–1977, *jw*) setzte sich für einen »militanten Journalismus« ein und verteidigte die Revolution in Kuba. Die Fakultät für Journalismus und soziale Kommunikation an der Universität von La Plata ist eine Ausnahme, beruft sich auf Walsh und bildet Journalisten in dieser Tradition aus.

Jetzt am Kiosk!

Aktuelle Ausgabe der M&R
SCHWERPUNKT »HUMOR & SATIRE«



FOTOREPORTAGE Tommaso Protti:
Moloch Amazonas – Herz der Finsternis
des globalisierten Kapitalismus



Oder abonnieren: 0 30/53 63 55-80



melodieundrhythmus.com

Dokumentiert ■ Antifaschisten

■ Im Frühjahr 1945 wandten sich illegale Organisationen der KPD in Berlin, in Mitteldeutschland, in Sachsen und Thüringen in Flugblättern gegen die von Hitler am 19. März befohlene Zerstörung aller Einrichtungen. So verbreiteten Leipziger Antifaschisten Hand- und Klebezettel und bereiteten die kampflöse Übergabe der Stadt an die US-Truppen vor, ebenso die »Antifaschistische Arbeitergruppe Mitteldeutschland« in Eisleben (Sachsen-Anhalt), deren Flugblatt von Ende März 1945 wir hier dokumentieren. Anfang April bildete sie einen illegalen Bürgerausschuss und übernahm am 13. April noch vor dem Einmarsch der US-Armee die Macht in der Stadt und in zwei Landkreisen. Nach diesem Beispiel handelten zahlreiche Widerstandskämpfer mehrerer Orte im vom Kupferbergbau geprägten Mansfelder Gebiet wie zum Beispiel in Augsdorf, Esperstedt, Helbra, Klostermansfeld, Oberröblingen, Siersleben, Stedten, Wansleben, Wolfenrode und Ziegelrode.

An das Volk von Mitteldeutschland! Männer und Frauen! Arbeiter und Bauern!
Eine ungeheuerliche Katastrophe bedroht uns alle mit Tod und Untergang. Hitler, der Kriegsverbrecher, der Mörder und Verderber unseres Volkes hat die restlose Selbstvernichtung Mitteldeutschlands befohlen! Der Geheimbefehl an alle Gau- und Kreisleiter, an die Gestapo und SS lautet:

»Den, nach der völligen Auflösung der deutschen Westfront in unser Gebiet einmarschierenden Feldtruppen, in jedem Dorf und jeder Stadt bewaffneten Widerstand zu leisten. Lebenswichtige Einrichtungen und Betriebe zu zerstören, die Nahrungsmittel zu vernichten. Auf einzelne feindliche Offiziere und Soldaten aus dem Hinterhalt zu schießen. Und jeden Deutschen, der gegen diesen Befehl handelt, als »Verräter« umzuliegen.«

Zur besseren Durchführung des Befehls sind fanatische Nazi«kämpfer« von der Wehrmacht in ihre Heimatorte beurlaubt.

Dieser Wahnsinnsbefehl lässt keinen Zweifel übrig. Seiner Durchführung kann nur die restlose Zerstörung unserer Dörfer und Städte durch Bomben und Artillerie, das sinnlose und zwecklose Sterben von weiteren Hunderttausenden unserer Volksgenossen herbeiführen.

Das wollen der blutige Hitler und seine

Für den Neuaufbau

Im März 1945 verbreitete die »Antifaschistische Arbeitergruppe« vor allem im Mansfelder Gebiet ein Flugblatt gegen den »Nero-Befehl« Hitlers



Deutsche Artillerie schießt ein Dorf am Dnjepr in Brand, 16. Juli 1941

Spießgesellen, die Himmler und Goebbels. Diese Bande unverantwortlicher Kriegsverbrecher und Volksverderber weiß, der von ihnen angezettelte Krieg ist verloren. Verloren ist damit ihr fluch- und schuldbeladenes Leben. Sie haben keine Zukunft. Sie brauchen nach dem Kriege keine Heimstatt, kein Bett, keine Kleidung, keine Nahrung mehr. Aber wir Arbeiter, wie alle anständigen Deutschen, wollen weiterleben. Für unsere Frauen und Kinder, für die Zukunft unseres Volkes, für den Neuaufbau unseres von Hitler zugrundegeleiteten Landes.

Wir wollen endlich wieder in Frieden leben!

Hitler, der den Krieg verloren hat, zerstört nun bewusst alle Grundlagen eines friedlichen Lebens für unser Volk.

Chaos, Hungersnot, Seuchen, Banditentum ist das Vermächtnis, mit dem Hitler sein Zerstörungswerk an unserem Volk krönen will.

Fallt Hitler, dem Mörder und Zerstörer

unseres Volkes noch in letzter Stunde in den Arm!

Rettet unsere Frauen und Kinder! Rettet die noch vorhandenen Wohnstätten und Betriebe! Rettet das Leben unseres Volkes!

Arbeiter! In jedem Betrieb werden bewaffnete antifaschistische Kampfgruppen gebildet. Verhindert die Zerstörung der Betriebseinrichtungen. Wählt bewährte antifaschistische Kameraden zu Führern und Organisatoren. Nehmt überall die Verbindung der Betriebsgruppen untereinander auf zur gegenseitigen Hilfe und Unterstützung.

Frauen! Erkundet die Lebensmittellager und verhindert ihren Abtransport oder die Vernichtung. Stellt die Naziverbrecher, die euch und eure Männer zur Durchführung des Blutbefehls Hitlers pressen wollen. Helft, diese Verbrecher unschädlich zu machen, bevor sie uns alle ins Verderben stürzen.

Bauern! Lasst euer Vieh nicht wegtreiben und abschlachten. Besät und bepflanzt

jedes Stückchen Erde. Unser Volk darf nicht an der von Hitler beschworenen Hungersnot zugrundegehen.

Werktätige Mitteldeutschlands! Folgt den Anweisungen unserer Organisationen. Antifaschistische Arbeiter haben von Anfang an gegen Hitler trotz des schrecklichen Terrors gekämpft. Wir haben in diesem Kampf zahllose Opfer gebracht, unsägliche Leiden erduldet, weil wir das jetzige Ergebnis der abenteuerlichen und verbrecherischen Politik Hitlers für unser Volk und unser Land voraussahen und voraussagten. Nun wollen wir von unserem Lande, von unserem Volke retten und erhalten, was noch zu retten und zu erhalten ist.

Schart euch jetzt alle um uns. Kämpft mit uns.

Nieder mit Hitler!

Hoch der antifaschistische Friedens- und Freiheitskampf

Antifaschistische Arbeitergruppe Mitteldeutschland

An das Volk von Mitteldeutschland! Flugblatt vom März 1945, Eisleben. Durchschlagpapier. Verbreitet im Mansfelder Gebiet, Halle, Lützen-dorf und Merseburg. Hier zitiert nach: Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED: Der antifaschistische Widerstandskampf der KPD im Spiegel des Flugblattes 1933–1945. Dietz-Verlag, Berlin 1978, Faksimile Nummer 227

Der Schwarze Kanal ■ Von Arnold Schölzel

Unbeschränkte Haftung

Unter der Schlagzeile »Jetzt!« wandelt FAZ-Mitherausgeber Berthold Kohler in der »Zeitung für Deutschland« am Freitag die Ansprache der Bundeskanzlerin vom Mittwoch in Befehlsgebell: »Konfrontiert mit der Coronakrise, müssen die Deutschen aus der seit Jahrzehnten haussierenden Ich-AG in die Wir-GmuH, die Gesellschaft mit unbeschränkter Haftung, wechseln. Das scheint in Zeiten, in der kompromisslose Selbstverwirklichung und grenzenloser Mallorca-Hedonismus erst durch die Fridays-for-Future-Bewegung lautstark hinterfragt wurden, noch nicht jeder verstanden zu haben.«

Nur zur Erinnerung: Der Terminus »Ich-AG« war eine Erfindung jener in sozialen Fragen tollgewordenen Allianz aus Kapital, SPD und Grünen, die nach dem Platzen der sogenannten Internetblase im März vor 20 Jahren die Hartz-Gesetze ersann. Die Börsenwerte der meisten deutschen Internetfirmen, die laut Propagan-

da das Ende der »alten«, produzierenden Ökonomie besiegelt hatten, rauschten in den Keller. So hohl die »New Economy« war, so hohl, aber schlimm für Arbeitslose, Rentner und Versicherte der gesetzlichen Krankenkassen, war die von Schröder verkündete »Agenda 2010«. Wenn heute zaghaft daran erinnert wird, dass der Mangel an Pflegepersonal bewusst herbeigeführt wurde, dann hat das mit dem damaligen Diktat des Finanzkapitals und dessen willigen Helfern bei der Privatisierung des Gesundheitswesens zu tun. Die dabei besonders aktive Ministerin Ulla Schmidt (SPD) sitzt noch immer im Bundestag und hat laut einer Meldung der *Stuttgarter Nachrichten* im Jahr 2018 mit die höchsten Nebeneinkünfte. Der Großteil davon sei ihr »von dem Schweizer Pharmaunternehmen Siegfried Holding AG überwiesen, in dem Schmidt als Verwaltungsrätin tätig ist.« Dem »grenzenlosen Mallorca-Hedonismus« frönte sie auch: 2009 bestellte sie ihren Dienstwagen in ihren spanischen

Urlaubsort und erstattete die Kosten erst, als das aufflog.

Selbst die sozialliberale Jury »Sprachkritische Aktion« erklärte »Ich-AG« zum Unwort des Jahres 2002. In der Begründung hieß es, die Wortschöpfung stufe menschliche Schicksale auf sprachliches Börsenniveau herab. Auf dem bewegt sich auch Kohler 18 Jahre danach. Es ist die einzige Ebene, von der aus seinesgleichen die da unten zur Kenntnis nehmen.

Der Rest seines Artikels besteht im Diktieren dessen, was bei der Kanzlerin, der er »Trittsicherheit« bescheinigt, fehlte: »uns« keinerlei persönliche Haftung in jeder Hinsicht zu garantieren. Milliardär und Obdachlosen hatte Merkel schon wie Kohler im nationalen »Wir«-Kollektiv demagogisch zusammengeworfen. Der FAZ-Mann steigert aber ihre Rede exponentiell: Es droht mal wieder der Untergang des Ganzen und so schreibt er von »massiven Unruhen und militärischen Konflikten« durch das Coronavirus.

Und droht: Verlangsame sich die Ausbreitung der Seuche nicht, »dann werden sich auch in Deutschland die Fragen von Leben und Tod in einer Brutalität stellen, die man hierzulande tatsächlich zuletzt im Zweiten Weltkrieg erlebte«. Als sei der ein Naturereignis gewesen. Er fragt, wie die Republik reagieren würde, wenn »wegen Betten-, Geräte- und Personalnot »selektiert« werden müsste«. Das kennen die Herrschenden dieses Landes, das haben sie im Zweiten Weltkrieg gezeigt. Kohler alarmiert so auch wie einst: »Ökonomische Verwerfungen dieser Größenordnung haben, wie die Geschichte vielfach zeigt, auch politisches Zerstörungspotential, das man kaum überschätzen kann.« Da ist, lässt sich daraus schließen, auch jedes Mittel erlaubt.

Scharfmacher wie Kohler gehören zu jeder Krise des Kapitalismus. Sein Text zeigt: Nach 30 Jahren antisozialer Konterrevolution sind er und seine Stichwortgeber wieder zum äußersten bereit.

Milliardär und Obdachlosen hatte Merkel schon wie Kohler im nationalen »Wir«-Kollektiv demagogisch zusammengeworfen. Der FAZ-Mann steigert aber ihre Rede exponentiell: Es droht mal wieder der Untergang des Ganzen und so schreibt er von »massiven Unruhen und militärischen Konflikten« durch das Coronavirus.



Durch die Berge über die Grenze: Zwei afghanische Flüchtlinge auf dem Weg nach Kroatien (Januar 2020)

Vergessen in Bosnien

Tausende Geflüchtete sitzen weiter vor kroatischer EU-Außengrenze fest. Nach Räumung von menschenunwürdigem Lager wurden sie allein gelassen. **Von Valerio Nicolosi (Text und Fotos)**

Ich habe es fünfmal versucht, und es ist immer schiefgegangen: Einmal haben die kroatischen Polizisten mich abgefangen und geschlagen und mich ohne meine Schuhe zurückgeschickt. Meine Füße vereisten, und ich habe Plastikflaschen zerschnitten und sie darübergezogen, um laufen zu können. Das tat sehr weh, aber wenigstens bin ich nicht im Gebirge erfroren.

Ahmed ist 40 Jahre alt. Zehn Jahre hat er in Italien verbracht, wo er als Tischler arbeitete. Als es wegen der Krise immer weniger Aufträge gab, beschloss er, nach Ägypten zurückzukehren. Aber auch dort fand er keinen Erwerb, und so machte er sich vor sechs Monaten wieder auf den Weg. Sein Ziel war Mailand. Zunächst konnte er, ohne dass er dafür ein Visum benötigte, von Ägypten über Kenia in die Türkei fliegen, um dann auf dem Landweg über Griechenland, Albanien, Kosovo, Serbien und nun Bosnien weiterzuziehen.

Die »Balkanroute«, oder besser gesagt »die Balkanrouten«, werden von den Flüchtenden, die in die Europäische Union wollen, bevorzugt. Im Jahr 2019 erreichten 75.000 Menschen Griechenland über diesen Weg, verglichen mit den 13.000, die über das zentrale Mittelmeer nach Italien (11.000) und Malta (2.000) kamen. Gegenwärtigen Schätzungen zufolge befinden sich etwa 7.000 Geflüchtete in Bosnien und Herzegowina.

Einen Knotenpunkt dieser Routen bildet Bihac, eine kleine Stadt im Nordwesten des

Landes, an der Grenze zwischen der Region Bosnien und Kroatien. Von hier aus begibt man sich auf die Bergpfade. Wer nicht von den vielen Sperrungen der kroatischen oder slowenischen Polizei aufgehalten wird, erreicht nach sechs Tagen Fußmarsch Triest in Italien. Solche Sperrungen gibt es an allen Haupt- und Nebenstraßen. Verschiedene NGO haben zahlreiche Fälle von Gewaltanwendung gegen Flüchtende angeprangert: Sie werden geschlagen, ihnen werden ihre Kleidung und ihre Handys abgenommen, um sie dann illegal über die Grenze zurückzubringen. Derartige Fälle wurden zu Hunderten gemeldet.

»Big problem, my friend: croatian police!« (Großes Problem, mein Freund: die kroatische Polizei!) Das war der Satz, der im vergangenen Sommer wie ein Mantra im »Jungle« wiederholt wurde, dem Flüchtlingslager in Vucjak. Die kleine Ortschaft liegt in der Nähe von Bihac, direkt zu Füßen der Berge, durch die man auf kleinen Pfaden zur Grenze gelangt. Das Lager wurde vom Bosnischen Roten Kreuz verwaltet und von der örtlichen Polizei kontrolliert, aber die Lebensbedingungen waren unbeschreiblich schlecht. Bereits im August wurde es kühl, und immer, wenn es regnete, versank das Lager im Schlamm. Trinkwasser gab es einmal am Tag, und es reichte nie für alle. Die Toiletten waren dermaßen überfüllt, dass die Leute lieber in den Wald gingen. Noch dazu lag das Lager auf einer früheren Müllhalde, die mit Erde aufgeschüttet und dann eingeebnet worden war. Dadurch kam es zur Freisetzung von Methan, so dass das Le-

ben nicht nur menschenunwürdig, sondern auch gefährlich war. Das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen hatte diese Zustände mehrmals angeprangert.

Als es die ersten Schneefälle gab und die Zustände nicht mehr tragbar waren, wurde der »Jungle« im Dezember geschlossen. Danach wurde die Lage in der Gegend jedoch noch schwieriger, weil die Leute nun in verlassenen, baufälligen Häusern wohnen, ohne medizinische Versorgung und ohne Unterstützung bei der Beschaffung von Lebensmitteln. Hilfe bekommen die Geflüchteten nur über ein informelles Netz von Freiwilligen, soweit es möglich ist – die bosnische Polizei versucht stets, dies zu verhindern.

»Ich habe drei Wochen im Lager gelebt, aber als es geschlossen wurde, hat mir niemand gesagt, wohin ich gehen konnte, und es gab keinerlei Hilfe.« Reza ist Afghane und 24 Jahre alt. Als er zwölf war, ging er zu seinem Onkel in den Iran. Die Taliban hatten seine Familie ermordet, als er in der Schule war. Von einem Tag auf den anderen war er ganz allein. Nach einigen Jahren im Iran und nachdem er ein Sprachstudium absolviert hatte, beschloss Reza, nach Europa zu gehen. Nun ist er seit vier Jahren unterwegs und hatte dabei nicht viel Glück.

»The Game«, wie man den Versuch des Grenzübertrets auf dieser Route nennt, ist für ihn nie gut ausgefallen. Nachdem er übers Meer nach Lesbos gelangt war, lebte er ein Jahr

lang in Athen, wo er als Übersetzer und Kulturmediator für eine NGO arbeitete. Dann beschloss er, nach Italien zu gehen. Er durchquerte sehr schnell Mazedonien und Serbien und blieb dann in Bosnien stecken. »The stranded« (die Gestrandeten) nennt Reza die Afghanen, die zusammen mit ihm in einem verlassenen und baufälligen Fabrikgebäude leben. Einige Räume dienen als Schlafzimmer, andere als Küchen. Erstere sind dank primitiver Öfen warm, die anderen sind offen und durchlüftet, damit der Rauch abziehen kann. Aber nicht alle Bewohner schaffen es, sich so gut zu organisieren, und es kommt vor, dass sie, wie Ahmed, in ein und demselben Raum schlafen und kochen müssen.

In Tuzla jedoch gibt es noch nicht einmal verlassene Gebäude, in die man sich flüchten kann. Tuzla liegt ebenfalls an der Grenze zu Kroatien, aber im Nordosten. Es ist eine Industriestadt mit einem Atomkraftwerk, das praktisch in der Stadt selbst liegt. Die Bahnstrecke zwischen Sarajevo und Bihac führt an der Stadt vorbei. Heute ist der Bahnhof verlassen, und die hier kampierenden Geflüchteten laufen nicht einmal Gefahr, dass ein Zug kommt: Die Regierung hat den Zugverkehr eingestellt, damit die Flüchtenden nicht schnell und billig an die Grenze gelangen können. Dieser Geisterbahnhof mit Zelten auf dem Vorplatz und zwischen den Bänken, wo die Menschen völlig sich selbst überlassen sind, verbildlicht die Odyssee der »Gestrandeten«.



Abendessen im Dunkeln: Eine kurdische Familie in der Grenzregion zwischen Bosnien und Kroatien (August 2019)



Eine neue Wasserzisterne: Ein pakistanischer Junge nutzt die Gelegenheit zur Erfrischung (August 2019)



Barbier im »Jungle«: Die Menschen versuchen sich im Provisorium ein Stück Normalität zu erhalten (August 2019)



Seit vier Jahren auf der Flucht: Reza aus Afghanistan sitzt dort, wo sich früher das Lager von Vucjak befand (Januar 2020)



Eine der vielen Verletzungen, die den Geflüchteten von der kroatischen Polizei zugefügt wurden (August 2019)

Die Sterne vom Himmel

Von Stefan Wimmer



BERND THISEN/DPA

Dieser Tage erscheint »Die 12 Leidensstationen nach Pasing« bei »Heyne Hardcore«, Stefan Wimmers Roman über das Aufwachen in einer süddeutschen Vorstadthölle der 80er Jahre. Der folgende Auszug wurde vom Autor leicht gekürzt und bearbeitet. Wir danken ihm und dem Verlag für die freundliche Genehmigung zum Abdruck. (jw)

Es war Sommer, ein unglaublich heißer Sommer – ein Sommer, wie es ihn heute in der Form kaum mehr gibt. Es war Sommer, und die Sonne brannte so heftig auf Pasing herab, dass der Asphalt der Gleichmannstraße fast Blasen warf, und die Seen zwischen Allacher Lohe und Lochhausen blubberten wie in einem schlechten japanischen Science-Fiction-Film. Es war der wahrscheinlich heißeste Sommer, den ich mit meinen 15 Jahren erlebt hatte. Wir schrieben das Jahr 1985, Ronald Reagan versuchte, Nicaragua plattzumachen, Kohl war der gewählte Kanzler, und ich trug täglich wasserstoffgefärbte Zottelhaare, Kajal, Roboterstiefel und eine schwarze Kutte, deren V-Ausschnitt durch die Sonne in meinen bleichen Hungerkörper förmlich eingebrennt war.

Die Vormittage dieses Sommers verbrachten wir auf den heruntergekommenen Holzstühlen des Pasinger Karls-gymnasiums, und an einem dieser strahlend blauen Tage des Monats Juni lauschten wir fläzend dem Griechischunterricht, wir, die 10 c, The Home of The Brave and Beautiful.

Auf dem Platz neben mir saß mein Freund Roderick, ein Jahr älter als ich, aber viel kleiner – breite Knochenwülste über den blonden Augenbrauen, dazwischen eine dicke, knollige Nase, die an fernöstliche Dämonenmasken erinnerte. Verwirrt fuhr er sich durch seine geltriehenden Haare, die ihm wie Kraut und Rüben vom Kopf abstanden, lauschte auf seinem Walkman einem Extended Mix von Fad Gadget und machte ein betont fragendes Gesicht. Eine Bank weiter: Astrid von Gruithuisen, die wir »Heiner von Holland« nannten, dann Anne Römer, Urania Muschiol und Philomena Sass, die drei Popperinnen der Klasse. Rechter Hand: das Triumvirat Kuhlbrook–Sanders–Hillewick (bekannt unter den Namen »Raketengott«, »Kraftei« und »Flugkreisel«, weil alle drei nach dem Abitur eine leitende Position bei EADS anstrebten). Und dann war da noch Miriam Scharlach, die Klassensprecherin – eine Kategorie für sich! – sowie zehn weitere, weniger individualisierte Zeitgenossen.

Vor uns am Pult: Dr. Korbinianus Bärbichler – ein Tusch für unseren unvergleichlichen Griechisch- und Lateinlehrer! Von allen nervenaufreibenden

Lehrern an der Schule war er der kompromissloseste. Bärbichler hatte eine extrem dunkle, sonnengeröstete Haut und sah mit seinen struppigen Augenbrauen und dem pechschwarzen Zwirbelbart aus wie ein bulgarischer Feudalherr. Er wohnte in einer Villa am Ammersee und tat immer so, als ob er der bayerischste aller Bayern sei, doch irgendwie nahmen wir ihm dieses Tamtam nicht ab. Freilich, es konnte in der Tat sein, dass er in Bayern geboren war und sein dunkler Teint lediglich von irgendwelchen einst nach Bayern eingedrungenen römischen Legionären herstammte. Genauso gut konnte es aber sein, dass er tatsächlich Bulgare war und einfach zwanzig Jahre lang den Sprachkursus »Wie gelange ich zur perfekten Nachahmung eines Bayern?« belegt hatte.

In diesen Kursen musste ihm auch seine gängigste Marotte beigebracht worden sein: Der ständige Wechsel zwischen überspannter Fröhlichkeit und Grant, der ständige Umschlag, wie sich jetzt wieder zeigte: Mit zuckendem Schnurrbart wartete er ungeduldig auf den Übersetzungsversuch eines kleingewachsenen Schülers namens Martin Zwenger, der sich haspelnd durch den Text quälte:

»Nämlich ... nicht ... ich erkenne ... sein«, flüsterte Martin kaum hörbar, doch Bärbichler grätschte vorwarnungslos in Martins Versuche hinein und schrie:

»NAAAAA, Martin! TA EONTA...! Augen aufmachen, bevor ma an Schmarr'n übersetzt!«

Der zarte Martin brach unter der Last der Rüge zusammen und stellte aus Angst jeden weiteren Übersetzungsversuch ein. Dafür sprang nun Astrid von Gruithuisen auf, meldete sich forsch und übersetzte in ihrer rechtsrheinischen Stimmlage einen genauso wirren Nonsens wie Martin Zwenger, doch Bärbichler war sofort wie verwandelt:

»Jaaaa, GENAU, Astrid!«, jauchzte er. »Schlau kombiniert! Ta eonta! So komma mir der Sach' scho' wesentlich näher!«

Nun meldete sich auch Holger Hillewick, friesisch und kühl, wollte auf der Welle der Gunst mitreiten und übersetzte etwas geringfügig weniger Schwachsinniges als »Heiner von Holland«, doch Bärbichler hatte bereits den nächsten Stimmungsumschwung erlitten und herrschte Holger an:

»Ta eonta, Holger! Partizip! Erst

nachdenken, bevor ma an Mund aufmacht! Muaß ma denn immer glei' ois nausplappern, wos oam durch 'n Kopf durchgäh!«

Die Uhr an der Wand zeigte jetzt 12.59, der anhebende Lärm signalisierte Bärbichler, dass seine Macht dem Ende zugeing. Er ließ seinen Blick streng über die Klasse wandern:

»Komma oiso song«, resümierte er und strich sich genießerisch über den Bart, »dass diese Parmenides-Stelle semantisch stark missverständlich is?«

Die Mitschüler packten hektisch ihre Schulsachen zusammen und kümmerten sich nicht weiter um »ta eonta«. Bärbichler schloss knapp:

»Wohl eher nicht!«

Auch das war eine seiner typischen Anwandlungen: Am laufenden Band Fragen zu stellen, die nach einem vernünftigen »Ja!« verlangten, um sie sich dann jedes Mal mit einem herausgegrunzten »Wohl eher nicht!« selbst zu beantworten.

Die Glocke erlöste uns, wir schossen hoch, das war's! Ich griff die mit Bandnamen wie The Cure, The Human League und Aztec Camera beschmierte Aktenmappe meines Vaters, schwang sie mir fahrig über meine dünnen Schultern und ging nach draußen. Neben mir stapfte mein Kumpan Roderick, flippte eine »MS Blu« aus seiner Zigarettenschachtel und steckte sie sich in den Mund. Wenn Roderick eine »MS Blu« zum Mund führte, dann wusste man: Jetzt beginnt der angenehme Teil des Tages, der Ruf der Wildnis, die uneingeschränkte Herrschaft des PPP.

Draußen auf der Schultreppe mischten sich die diversen Jahrgangsstufen und Klassen wie Wasserfälle. Auf den knarrenden Stufen überholten uns hektisch Kuhlbrook, Sanders und Hillewick, schnurstracks zum Würstelstand des Pedells Elender eilend, um sich dort mit Chio-Chips zu versorgen. Doch Roderick und mich gelüstete es nach etwas anderem als Chio-Chips. Wir gingen zum Parkplatz und suchten nach unseren Fahrrädern. Wir beide wussten, was das Ziel war.

»Wo ist Deibel?« fragte Roderick und deutete auf die Stelle, an der Deibel nach Schulschluss sonst immer zu stehen pflegte. Dann zündete er sich mit dem Feuerzeug seine Zigarette an. »Er wird

doch nicht etwa bei Christiane sein. Arme Christiane! Sie ist »eine zu Beklagende.«

Wir sperrten unsere Fahrräder auf und cruisten gemächlich über den Rollsplit durch den Stadtpark, vorbei an Eichen und der dunkel plätschernden Würm. Nach fünf Minuten erreichten wir auf einer Lichtung mitten im Pasinger Stadtpark den Kiosk von Hanni und Roman, an dem es Bier und andere Alkoholika zu kaufen gab. Natürlich waren wir mit unseren fünfzehn Jahren viel zu jung, um Alkohol serviert zu bekommen. Doch Hanni und Roman hatten – wie es so schön heißt – ein Herz für Kinder: Sie hätten selbst einem Siebenjährigen vom Rüscherl bis zur Betonmaß alles verkauft.

Hanni klatschte hinterm Ausgabefenster erfreut in die Hände, als sie uns näherkommen sah. Sie war eine dickliche Wasserstoffblondine, die meist Karottenhosen aus Leder und Flauschpullis trug.

»Wos derf's 'n sei?« fragte sie freundlich – ganz im Ton einer Anstaltsleiterin, die mit ihren Patienten spricht.

»Urtyp, ja?!« befahl Roderick und trommelte mit den Fingern streng auf das Ausgabepult. Ich kannte niemanden, der in das Wort »Ja?!« so viele Bedeutungen hineinzu legen vermochte. Bei ihm konnte »Ja?!« Empörung, Nachdruck, Fluch oder Leutseligkeit ausdrücken.

»A Paulaner, oder?« vergewisserte sich Hanni und lächelte. »Du trinkst 'as doch so gern.«

Roderick nickte herablassend, Hanni schenkte ihm das Bier ein und stellte es vor ihn hin, dann wandte sie sich kokett an mich:

»Und du – wos mogst du?«

»Ich weiß noch nicht so recht ...«, zögerte ich und spähte in die Vitrine. »Dieser Sechsamtertropfen da ... Den kenne ich nicht. Ich würde ihn aber gern ausprobieren!«

»A'n Sechsamtertropfen?«, lachte Hanni fröhlich auf. »Du kennst'n ned? Du mogst'n aber gern ausprobieren? Na, dann probierst 'n hoid aus! Dann siegst' ja, ob er da' schmeckt!«

»Und ein Weißbier!« ergänzte ich.

Hanni reichte mir das Weißbier sowie den Sechsamtertropfen. Roderick riss mir sofort das geriffelte Fläschchen aus der Hand und rief:

»Semper idem«, ja?! »Semper idem« – »Immer der nämliche!«

Roderick hatte ein Faible für Wörter und Sinnsprüche aus dem Lateinischen, obwohl er wegen Latein kurz vorm Durchfallen stand. Er gab mir gönnerhaft das Fläschchen zurück, ich trank.

»Und?«
»Hier, probier!« sagte ich und reichte ihm die halbleere Flasche. Roderick trank.

»Ha!« sagte ich und deutete in die Vitrine. »Da steht ja auch ein Rapp-Bier. Das trinkt unser Nachbar Otto Manz immer. Mein Vater hat einmal gesagt: »Ja, was ist denn das für a abg'feimts Bier, des was der Otto Manz da immer trinkt! Des is ja ungenießbar! Des schmeckt ja wie Gurkensaft! ... Hanni, ist das Rapp-Bier zu empfehlen?«

Hanni schüttelte im Kioskhäuschen ihren Kopf und nickte in Richtung der beiden Gäste, die draußen an den Stehtischen im Hintergrund je ein Rapp-Bier tranken. Die Spucke, die den beiden in langen Fäden aus dem Mundwinkel lief, sprach Bände.

»Für eich Feinschmecker vom Gymnasium is des nix!« sagte Hanni. »Des is mehr was für'n Geldbeutel.«

Der untersetzte Roderick wippte auf seinen spitzen New-Wave-Schuhen herum wie ein Seemann auf Landgang. Dann fragte er mich übertrieben distinktiert:

»Und?! Was wüüüüürde der Belesene als sein Lieblingsbier bezeichnen?«

Roderick hielt mich tendenziell für einen Kultur-Klugscheißer (ich las viele Reclam-Bücher), deswegen hatte er mir den Spitznamen »der Belesene« verpasst.

»Der Belesene ...«, sagte ich und wollte gerade eine besonders geschmackvolle Antwort geben, als unser Freund Deibel über die Wiese auf uns zuschurfte.

»Deibel, wo war Er solange?«, rief Roderick. »Wieso kommt Er so spät?«

Deibel kam langsam näher, und man hatte sofort das Gefühl, dass über der sonnenüberfluteten Wiese die Wolken von Niederlage und Pech Einzug hielten. Mit seiner krummen Haltung, dem schwarzen Fransenschnitt und den wie erloschenen Augen wirkte Deibel wie die personifizierte Schmach. Wie jeden Tag trug er irgendein ausgebleichenes Gratis-T-Shirt einer völlig uncoolen Marke (heute etwa mit dem Logo des Gurkenherstellers Specht), dazu eine alte Cordhose mit Grind in den Rillen, an den Füßen Jesuslatschen. In irgendeiner fernen Zukunft würde Deibels Konterfei vielleicht einmal als »kultig« gelten, doch 1985 war man mit einer solchen Aufmachung der absolute Paria, der Geleimte.

Deibels Mundwinkel hingen nach unten, und seine breite, pavianartige Nase war dick wie eine Wurst, als er ächzte:

»I saaaags euch! I war grad in der Gleichmannstraß', um am Ulli Linnßen die Schulden z'rückzugeben, und da bin i fast in so a Baugrub'n reing'fallen, weil des sooo schlecht ausg'schildert war! I hab mir jedenfalls total 'n Fuß verschnackelt und ruf den Bauarbeitern zu: »Könnts ihr

ned bessere Hinweisschilder machen, ihr blöden Arschwixer?« Da ham die mir fast eine g'schallert, du!«

Roderick, der schon leicht einen sitzen hatte, fragte Deibel:

»Deibel, was trinkt Er? Quid bebit?«

»Hanni!« nölte Deibel durch die Luke in den Kiosk hinein. »Ich hätt' so gern eins von dene' Biermix mit Pfiff! Daaaaa-anke! Vergelt's Gott!«

Vergelt's Gott ..., dachte ich und schüttelte den Kopf. Das war mal wieder typisch für Deibel. Wir hatten Deibel kennengelernt, als er auf einer Leiden-Christi-Party plötzlich direkt neben uns stand und mit bizarren Fragen auf sich aufmerksam machte. Wir hielten ihn zunächst für irgendeinen geistig zurückgebliebenen Insassen des örtlichen Behindertenheims und ließen ihn gewähren (Deibel war so unscheinbar, dass uns nicht mal aufgefallen war, dass er mit uns auf dieselbe Schule ging), doch am Ende der Nacht, als wir noch ein paar Biere an der Texaco-Tankstelle tranken, war er weiter mit von der Partie und fragte plötzlich in die Dunkelheit hinein: »Sagt's amal: Akzeptiert's ihr mich jetzt? Bin ich jetzt in die Clique aufgenommen?« – woraufhin wir in schallendes Gelächter ausbrachen. Doch schon am nächsten Tag stand Deibel erneut bei unseren Treffen Gewehr bei Fuß, und seit jenem Tag war er uns ein treuer Begleiter geworden.

»I saaaag's euch!« nölte Deibel. »Die Christiane aus'm 36er Eingang, die will was von mir! Wenn i damals auf'm Siedlerfest nicht die Herzmuskelentzündung g'habt hätt', dann wär sie mein g'wesen.«

Deibel wohnte betreut – da er Vollwaise war – mit seinem Bruder in einer Mietskaserne und war ständig verliebt in irgendwelche Mauerblümchen aus der Nachbarschaft, die freilich alle über eine Eigenschaft verfügten: Sie hatten nicht das allergeringste Interesse an ihm. Einmal war er über ein Mädchen ins Schwärmen geraten, das er in der Landsberger Straße erspäht hatte, und später stellte sich heraus, dass es sich um die Schaufensterpuppe vorm Pasinger Jeansladen gehandelt hatte.

»Ja, die Christiane ...«, sagten wir. »Über kurz oder lang wird sie dein sein, Deibel!«

Dann nahmen wir, die Köpfe in der Sonne, weitere Schlücke von unserem Bier.

Es gab nichts, was an einem Sommertag schöner war, als den Nachmittag am Kiosk zu beginnen. Der Alkohol war zweifellos eines der größten Elemente des PPP. Er beruhigte die Nerven und gab Mut. Er belebte und animierte zu halbsbrecherischen Aktionen. Mit ihm ließ sich jedwede Zumutung leichter ertragen. All diese Effekte hatten wir bereits vor zwei Jahren bemerkt, als ich mit Roderick und Meindorff am Wartehäuschen auf Gleis 1 drei Flaschen Wein geleert hatte. Dort wurde der Bund besiegelt! Dort wurde das Fundament gelegt! Deibel war zu dieser Zeit noch nicht mit von der Partie, des-

halb zogen wir ihn auch des öfteren auf: Wenn wir die Ritter des Bundes waren, dann war Deibel »der Unterknappe des Mundschenks des Kämmerers«, und – so sagten wir oft: »Aus einem Unterknappen wird nimmermehr ein Kämmerer.«

»I hab lang g'wart', auf die Christiane ...«, sagte Deibel wieder und schniefte, weil seine Nase ständig einen dünnen Strom Schleim absonderte, »... darauf, dass endlich mal die Richtige kommt. Die, die dich mit Haut und Haar will. Die, die mit allen Poren nach dir lechzt. Und wenn die Christiane da am Bushäuserl die Haare so keck nach hinten wirft, mit so a'm leichten Zwinkern, dann ist des reines Kopfkino.«

Deibel machte Christiane nach, wie sie keck die Haare nach hinten warf, und sah dabei aus wie ein psychopathischer Stricher.

»Mann, Deibel«, jaulten wir auf. »Hör endlich auf mit dieser Sülle! Wir sind hier unter Männern! Das einzige, worauf's ankommt, sind handfeste, überprüfbare Erfolge.«

»Wieso?« stotterte Deibel ängstlich. »HABT's ihr etwa schon?«

»Haben! Haben! Haben!« riefen wir – und wussten natürlich, was er meinte. Und ich setzte hinzu:

»Roderick und ich – wir haben FAST! Wir sind praktisch initiiert! Oder, Roderick?«

Roderick hatte in der Tat schon mal eine sexuelle Großtat vollbracht, die unter der Bezeichnung »Das Steinhausener Erlebnis« in unser kollektives Bewusstsein eingegangen war. Der Legende nach war Roderick nach einem Skikurs von einer der Teilnehmerinnen nachmittags in ihre sturmfreie Bude nach Steinhausen eingeladen worden, wo es zu Küssen und Fummeleien kam. Was genau dort passiert war, ließ sich freilich nicht mit Gewissheit sagen, weil Roderick über diesen Nachmittag nur in dunklen, ausweichenden Wendungen sprach: »Jaaaa?! Steinhausen, ja?!« stotterte er, mehr verwirrt als glücklich. »Feuchte Angelegenheit! Ich kann nur sagen: Steinhausen – überaus feucht!«

»Nicht wahr, Roderick?« hakte ich jetzt nach. »Steinhausen, oder?«

»Ja!« nickte Roderick knapp und nahm einen weiteren Schluck von seinem Bier, wobei seine Finger um das Glas plötzlich sehr klein wirkten. »Steinhausen! Feuchte Angelegenheit. Mehr als feucht!«

»Aber ... – warum feucht?« fragte Deibel begriffsstutzig.

»Crede mihi, Deibel!« sagte Roderick. »Crede mihi ...! Mehr als feucht!«

»Ja, aber wenn ich jetzt noch mal drauf zurückkommen dürft?« hakte Deibel nach und drückte uns seine wurstförmige Nase entgegen. »HABT's ihr denn beide schon? Ihr wisst's schon, was ich mein! HABT's ihr beide schon? Seid's ihr – schon eingedrungen? Wie war'n des so?«

»Hey!« rief ich. »Roderick und ich, wir könnten dir Kurse geben! Wir sind rund

um die Uhr mit nichts anderem beschäftigt als mit dem PPP! Gut, die letzten zwei Wochen, da war's vielleicht 'n bisschen ruhiger, aber sonst sind wir Tag und Nacht aktiv!«

Na gut, das Ganze war ein wenig übertrieben. Weder Roderick noch ich waren »initiiert«, wir standen absolut am Urbeginn unserer erotischen Laufbahn. Aber im Vergleich zu Deibel waren wir zweifellos »initiiert«, eingeweiht in die höchsten Ränge und Mysterien der Liebe. Denn bei Roderick und mir wusste ich zumindest, dass wir schon mal mit einem Mädchen herumgeknutscht hatten, bei Deibel jedoch stand mit absoluter Gewissheit fest, dass noch nie ein Mädchen auch nur das Wort an ihn gerichtet hatte.

Und dennoch musste man zugeben: Roderick und ich waren beide noch Jungfrauen. Klar, natürlich nicht unsere Schuld, wir versuchten ja schon alles. Wir hatten die schulischen Pflichten längst vernachlässigt und verbrachten die Nachmittage nur mehr damit, auf der Suche nach Mädchen durch den Münchner Westen zu stolchen. Das Hauptproblem war, dass es sich bei den Mädchen unserer Jahrgangsstufe um die allerschlimmsten Spießrinnen handelte. Man musste sich ja nur mal Philomena Sass anschauen: Philomena Sass erzählte einem beispielsweise, ihr Lieblingslied sei »Le Spank« von Le Pamplemousse (zu dem sie bei den St.-Hildegard-Partys immer mit gymnastischen Verrenkungen ihres Beckens tanzte). Doch wenn man ihr nur mal sachte die Hand auf die Schulter gelegt hätte, hätte man sich sicher sein können, »Le Anzeige wegen sexuellen Übergriffs« vor den Latz geknallt zu bekommen. Was sich Philomena und die anderen Mädchen unter einem leidenschaftlichen Erlebnis vorstellten, das war ein Kuss von Pater Ralph de Bricassart aus »Die Dornenvögel«. Es war also nicht so einfach, in Pasing im Jahre 1985 seine Unschuld zu verlieren, wir versuchten es ja schon auf Biegen und Brechen! Doch zumindest an unserem kleinen, beschränkten Erfahrungsschatz wollten wir Deibel teilhaben lassen.

»Komm, Roderick!« rief ich. »Wir zeigen dem Deibel jetzt mal, wie's gemacht wird!«

»Wir erteilen dir eine Lektion, Grünschnabel!« sagte Roderick, zog Deibel am Ohr und ahmte den Meister in Kung Fu nach.

»Hey, ihr habt's mich da völlig falsch verstanden!«, verwahrte sich Deibel. »Unterschätzt's mich nicht! Ich bin kei' Spätzünder! Ich hab schon massig Schnecken-Action g'habt – mit'm Helmi, 'm Enrico und 'm Mütze!«

Jetzt rekurrierte Deibel wieder auf seine ominösen Freunde, die keiner je zu Gesicht bekommen hatte, von denen man aber annehmen konnte, dass sie noch jämmerlicher waren als Deibel selbst.

»Helmi, Enrico und Mütze! Papperlapapp!« sagten wir. »Wir holen dir jetzt die Sterne vom Himmel! Los jetzt!«

Stefan Wimmer, geboren in München, ist Schriftsteller und Journalist. Er war mehrere Jahre Redakteur bei verschiedenen Lifestyle-Magazinen und lebte sieben Jahre in Mexiko City. Bei Trikont gab er die CD »Mexican Boleros – Songs of Heartbreaking, Passion & Pain« heraus. Zuletzt erschien von ihm an dieser Stelle in den Ausgaben vom 20./21.1.2018 und 27./28.1.2018 die Kurzgeschichte »Der dritte Fan«. (JW)

Stefan Wimmer: Die 12 Leidensstationen nach Pasing. Heyne Hardcore, München 2020, 256 Seiten, 18 Euro

Uwe ■ Von Rattelschneck



